Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Luisenstädtischen Realgymnasiums zu Berlin. Ostern 1893.

I.

Kirchen - reformatorische Bestrebungen im 9. Jahrhundert.

II.

Zur Reformationsgeschichte von Genf.

Von

Prof. Dr. Rudolf Foſs,
Direktor.

qbe 37

BERLIN 1893.
R. Gaertners Verlagsbuchhandlung
Hermann Heyfelder.

1893. Programm No. 98.

986

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

HT 008568109

UNIVERSITÄTS- UND LANDESBIBLIOTHEK DÜSSELDORF

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

I.

Kirchen-reformatorische Bestrebungen im 9. Jahrhundert.

Die christliche Kirche verdankt ihre Ausbildung nach der philosophischen Seite hin, d. h. ihre Dogmatik, vorzugsweise den griechischen Elementen in ihr, die Festsetzung des Kirchenrechtes aber den lateinisch-byzantinischen. Die deutschen Völker verstanden bei ihrer Bekehrung die Dogmen so wenig, dafs sie fast alle Arianer wurden, da sie das Mysterium der Dreieinigkeit durchaus nicht fassen konnten. Diejenigen Stämme, welche tiefer vom Christentum ergriffen wurden, liefsen von ihm ihr Gemütsleben beherrschen. Da trat dann der Prediger der Liebe, der Apostel Johannes, an die Stelle des Lichtgottes Baldur, und zu seinen Ehren flammten fortan die Feuer auf den Bergesspitzen am Mitsommertage, die einst zum Andenken an Baldurs Flammenbegräbnis entzündet waren. Man stellte Christum als einen Heerkönig dar und seine Apostel als die Schwertdegen, man liefs den Herrn wie einen Seekönig auf gehörntem Schiffe über das Galiläische Meer fahren, und fühlte sich geehrt in den Dienst eines so mächtigen Degens treten zu können. Als die christliche Lehre den Deutschen gebracht wurde, begann eben erst bei ihnen eine Staatenbildung. Noch waren sie in viele kleine Gaue zersplittert und der Eigenart des einzelnen Mannes war noch ein weiter Spielraum gelassen. Der freie deutsche Mann stand ohne irgend welche Vermittelung eines Priesters in einem persönlichen Verhältnis zu Odin oder Thor oder zu irgend welchem Volksgotte sonst, und so wollte er sich auch zum Christengotte stellen. Dieser Anschauung huldigte besonders der ingävonische Stamm, d. h. die Friesen und Sachsen. Daher widersetzten sie sich so lange der Annahme des Christentums, denn sie sollten den Priestern den Zehnten zahlen und hatten doch bis dahin einen solchen Stand gar nicht gekannt. Anders die Franken! Sie wohnten mit Römern vermischt, sie hatten auf ihren Zügen nach Gallien und Italien römische Verwaltung und die christliche Kirche als eingeordnet in den Staat kennen gelernt. Chlodowech begriff sehr wohl, dafs er Christ werden müsse, wollte er anders ein mächtiger Herrscher werden, und so wurde er wesentlich Christ aus politischen Rücksichten. Sehr allmählich in jahrhundertlangem Ringen gewann die christliche Religion Einflufs in den Frankenreichen, doch blieb sie überall da, wo sich romanische Elemente fanden, wesentlich den politischen Zwecken dienstbar. Man hat schon oft darauf hingewiesen, dafs fränkische Missionäre nicht genannt werden, sondern nur irische und angelsächsische. Man weifs sehr genau, dafs Bonifatius am Hofe Pippins nicht viel bedeutete, dafs er auf den gallischen Klerus keinen Einflufs ausübte und Pippin seine Missionsthätigkeit in Deutschland wesentlich aus politischen Rücksichten unterstützte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ich vermag nicht anzugeben, wie sich Karl der Grofse persönlich zum Christentume verhielt, und ich weifs nicht, ob das überhaupt genau nachzuweisen sein wird, aber so viel ist doch klar, dafs er die christliche Kirche in seinen Staaten von sich wollte abhängig machen[1]). Sein Reich sollte ein Kirchenstaat sein, den nicht ein ordinierter Geistlicher, sondern ein priesterlicher Kaiser regierte. Diese Absicht hat er meisterlich durchgeführt. Jeder Unterschied zwischen Staats- und Kirchenpflichten ward geflissentlich verwischt, alle Welt wurde überwacht und die geringste Kleinigkeit mit peinlicher Strenge anbefohlen. Eine nahezu militärische Disziplin sollte Allen zu einer untadelhaften Kirchlichkeit verhelfen. Dafs er bei der Durchführung dieser seiner Absichten oft zu harten Mafsregeln griff, ist nicht zu leugnen, und auch das mufs zugestanden werden, dafs er schliefslich doch nicht vollkommen sein Ziel erreichte[2]).

Auch unter Ludwig dem Frommen blieb das Staatschristentum bestehen; aber unter dem schwankenden Kaiser löste sich die Einheit mehr und mehr. Ludwig der Fromme war in romanischem Lande aufgewachsen und brachte von dort die Vorliebe für das Klosterleben und für die romanische Kirchlichkeit jener Tage auf den Kaiserthron mit. Sein vertrauter Freund und Berater war der bekannte Benedict von Aniane, und mit ihm zusammen erstrebte er zunächst eine Reform des Klosterlebens und der Geistlichkeit. Karl der Grofse hatte, seiner Zeit vorauseilend, eine Litteratur ins Leben gerufen, die durch das ganze 9. Jahrhundert hindurch noch blühte und schöne Früchte zeitigte.

Ludwig der Fromme war nun viel gelehrter wie sein Vater: hatte alles das gelernt, was Karl der Grofse gerne gewufst hätte, aber ihm fehlte die Lust und die Freude an wissenschaftlichem Streben. Es ist ein Verhältnis wie zwischen Ludwig XIV. und Ludwig XV. Der erstere hatte wenig gelernt und lernen können, aber er verstand, wie wichtig die Litteratur sei und fesselte die geistig bedeutenden Leute durch allerlei Lockungen an sich und seinen Ruhm. Der letztere war gut unterrichtet, aber ihm fehlte jedes Interesse für Kunst und Wissenschaft. Ludwig der Fromme versammelte nicht wie sein Vater die bedeutenden Leute um sich zu einer Akademie, sondern hatte nur Mönche zu Vertrauten; er interessierte sich nur für die dreifache Auslegung der Bibel.

Wie sich nach Karls des Grofsen Tode die gewaltsam zusammengefügten Ländermassen allmählich zu sondern beginnen und ihre Besonderheit beginnen geltend zu machen, so zeigt sich das auch in der Litteratur. In Westfrancien wird die Dogmatik und Philosophie besonders gepflegt, in Ostfrancien das Studium der Bibel.

Das Urbild eines echten gallischen Bischofs ist Agobard von Lyon. Er ist ein tüchtiger Politiker, ein streitbarer Kirchenfürst und zugleich ein gelehrter und freisinniger Dogmatiker. Zum Teil an denselben Gegenständen wie Agobard hat sich ein anderer Bischof versucht und zwar Claudius von Turin, nur fehlte diesem die feine humanistische Bildung jenes Bischofs.

---

[1]) Reuter, Geschichte der Aufklärung, Bd. I. 1. Buch.

[2]) Harnack, Dogmengeschichte, S. 244 ff. Die Herrschaft der Karolinger ist für die äufsere Form der Kirche des Mittelalters mafsgebend gewesen und von ihr aus beginnt für die Kirche in dieser Beziehung eine neue Epoche. Inbezug aber auf das Dogma knüpft sie an die ältere Zeit an und kommt nicht darüber hinaus. Man studiert wohl fleifsig den Augustinus und Gregorius, man arbeitet viel und weifs viel; aber das Dogma wird nicht weiter gebildet.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Claudius war in Spanien geboren und zwar in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts, doch kann das Jahr nicht angegeben werden. Er war ein Schüler des bekannten Bischofs Felix von Urgel. Da dieser sich in stetem Verkehr mit den Muhamedanern der Grenze befand, so hatte er bald erkannt, dafs ihnen die Lehre von der Dreieinigkeit unbegreiflich und anstöfsig sei und namentlich die Behauptung, dafs Christus Gottes eingeborener Sohn wäre. Deshalb stellte er die Lehre auf, dafs Christus von Gott adoptiert sei[1]) und hoffte so die Muhamedaner leichter zu bekehren. — Gegen diese Lehre hatte sich ein erbitterter Kampf erhoben, sie wurde verdammt und litterarisch bekämpft. Auf Alcuins Anregung und Karls des Grofsen Wunsch schrieb Paulinus gegen Felix sein bedeutendstes theologisches Werk in drei Büchern. Obwohl Claudius von Felix unterrichtet war, so teilte er doch nicht dessen ketzerische Ansichten. Einer der erbittertsten Gegner des Claudius sagt zwar[2]), er, Claudius, wäre *inhaerens discipulatui* des Felix gewesen und in Claudius wäre Felix wieder erstanden wie Euphorbus nach der Annahme des Altertums im Pythagoras; aber er wirft ihm damit nicht vor, dafs er dieselbe Ketzerei gelehrt habe wie jener, wohl aber eine vielleicht noch viel schlimmere.

Eine feine humanistische Bildung hat also Claudius nicht erhalten, wie seine Schreibweise das bekundet, die voll Solöcismen und Barbarismen ist. Deswegen tadelt ihn besonders sein heftiger Gegner, der Bischof Jonas von Orleans, der ihm unter andern vorwirft, dafs er seducere nur in malam partem gebraucht habe.

Durch welche Umstände es veranlafst wurde, dafs dieser Ketzerschüler an den Hof des Königs von Aquitanien gekommen ist, das wissen wir nicht. Wir hören nur, dafs er dort als Presbyter gedient und die Hofgeistlichkeit in der Bibelkunde unterrichtet habe. Dafs er in der Bibel sehr belesen war und sich ernstlich um die Auslegung und das Verständnis der biblischen Bücher bemüht hat, das gestehen selbst seine ärgsten Feinde zu und das beweist ein Blick in seine hinterlassenen Schriften. Auch soll er ein vorzüglicher Prediger gewesen sein. Wir müssen hierbei natürlich der Überlieferung trauen und vermögen nur zum kleinen Teil ein selbständiges Urteil zu fällen. Dies wird jedoch ein sehr günstiges sein, wenn wir die hinterlassenen Predigten lesen. Er stellt hier nicht ein bestimmtes Thema an die Spitze des Vortrages, um es nach allen Seiten zu erörtern, sondern er nimmt eine Bibelstelle und erklärt die einzelnen Verse und Abschnitte in warmer und ergreifender Rede. Besonders schön gearbeitet sind seine dicta in lectionem St. Evangelii secundum Matthaeum c. VIII v. 1—13 und die in dominica III post Epiphaniam.

Ludwig der Fromme mufs mit ihm sehr zufrieden gewesen sein, denn er sandte ihn gleich nach seiner Thronbesteigung als Bischof nach Turin, um das dortige Volk, das dem Evangelium entfremdet war, in der heiligen Schrift zu beraten.

Ich meine nun nicht, dafs allein sein theologisches Wissen und Können den Kaiser bewogen hat, ihn dort hinzuschicken, sondern dafs auch folgender Umstand dabei mit in Betracht gezogen ist. In den Seealpen lag ein muhamedanischer Räuberstaat, der

---

[1]) Harnack will 3. B. S. 244 ff. das nicht gelten lassen, doch haben mich seine Gründe nicht überzeugt, wenn ich auch nicht leugnen will, dafs sich ähnliche Anschauungen schon in der älteren Kirche fanden.

[2]) Migne t. 106 S. 310.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die christlichen Distrikte Spaniens und ebenso Italien vielfach belästigte. Da war es wünschenswert dort einen Bischof zu haben, der diese Verhältnisse kannte. Denn dort verwalteten die Bischöfe seit Karls des Grofsen Zeit zugleich das Grafenamt. Der Kaiser hatte bei der Unterwerfung der Longobarden besonders hier im Westen von Norditalien grofse Güterkomplexe meist ferne von den grofsen Städten erworben.

Da die arianischen Longobarden alles kirchliche Eigentum an sich gerissen hatten, so mufste Karl der Grofse die Bistümer mit Königsgut ausstatten. Er that es, und dafs das meiste Kirchengut eigentlich Königsgut sei, das wufste man noch recht gut zu Friedrich Barbarossas Zeit. Man war sich auch bewufst, dafs die Bischöfe davon dem Könige zu dienen hätten[1]). So hat denn nun Claudius aufser seiner geistlichen Mission ebenfalls eine kriegerische zu erfüllen gehabt. Er zog, wie er selbst erzählt, ins Feld mit seinen Truppen zum Kampfe gegen die Mauren, nahm aber dahin seine schriftstellerischen Arbeiten mit. Ehe wir jedoch die speziell-kirchliche Aufgabe betrachten, welche er hier zu lösen hatte, wird es angezeigt sein, uns seine Bibelstudien näher anzusehen.

Schon im Jahre 814 (oder 811) schrieb er commentaria in genesin, im Jahre 821 in exodum und im Jahre 825 in leviticum, die er dem Abte Theodemir in Gallien widmete. Welches Kloster dieser Abt geleitet hat, vermögen die meisten Autoren nicht anzugeben, einige nennen ihn Abt von Psalmodi (oder Psalmody).

Alle diese Kommentare sind sogenannte Catenen, d. h. sie bestehen aus einer Reihe zusammengefügter Aussprüche von Kirchen-Autoren. Ebenso sind die Kommentare zu den neutestamentlichen Büchern eingerichtet, die er verfertigt hat. So verfafste er im Jahre 815 eine catena patrum zu dem Evangelium des Matthäus mit einer Vorrede an den Abt Justus von Charroux in Poitou. Dann sandte er im Jahre 815 oder 816 dem Abte Ructeram von Solignac den Brief an die Galater, und 817 den Epheser-Brief an Ludwig den Frommen.

Seine Arbeiten wurden in Gallien viel gelesen und fanden viel Freunde und Verehrer. Daher schickten ihm sowohl der Abt Theodemir als auch der Erzbischof Nimbridius (auch Nifridius) Fragen über die Bücher der Könige. Ersterer bittet, er möge diese Fragen ordnen, denn der Schreiber habe sie durcheinander geworfen, er möge sie dann geordnet als ein Ganzes behandeln und ihm mit einer Vorrede zuschicken. Sie hätten schon eine ähnliche Arbeit von Beda in einem Bande bei sich, in welcher auch eine Abhandlung über den Tempel Salomonis stünde. Und zwar möge Claudius die Fragen erläutern historisch, allegorisch und moralisch.

Das hat nun Claudius in dem Buche gethan, welches betitelt ist: Claudii Taurinensis episcopi quaestiones triginta super libros regum. Das erste Buch dieses Werkes beginnt mit Elcana und der Geburt Samuels und geht bis zum Tode Sauls. Darin hat er fast nichts Eigenes; er benutzt stark Augustinus de civitate, Gregorii Magni Moralia, den Isidorus, Beda und Rabanus. Alle diese Schriften liefern ihm auch in den folgenden Büchern eine Menge Beweisstellen. So entnimmt er die Vorrede des zweiten Buches aus c. 1, 2 und 3 des 17. Buches von Augustinus Werk: de civitate. Als ein Beispiel der Behandlung wählen wir die Geschichte Absalons[2]).

---

[1]) Matthaei, Programm des Progymn. zu Gr.-Lichterfelde 1889.

[2]) Migne, Patrologia latina Sect. IX t. 104 S. 707 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

c. 16 Fugiens David filium suum nudisque pedibus incedens transgressus est torrentem Cedron et cunctus populus cum eo et pervenerunt usque Bahurim. Ecce egressus Semei, filius Gera de cognatione domus Saul, mittens lapides, maledicebat Regem dicens: egredere, egredere, vir sanguinum et vir Belial.

Nun die Erklärungen:

Wer die Begierde hat „de imis ad summa evehi", der möge sich, wenn er ungerecht leidet, Davids Benehmen vor die Seele führen. Als nämlich die „armati proceres" die Schmähungen bestrafen wollten, sagte er: „Quid mihi et vobis est, filii Sarviae? dimittite eum, ut maledicat: Dominus enim praecepit ei ut malediceret David. Et quis est, qui audeat dicere, quare sic fecit? Et paulo post: dimitte eum ut maledicat juxta praeceptum Domini: si forte respiciat Dominus afflictionem meam et reddat mihi bonum pro maledictione hac hodierna. David nimmt diese Schmähungen mit Geduld hin, als eine immer noch gelinde Strafe für die Sünde, welche er gegen Uria begangen hat. So sollen wir auch handeln. Unter dem Bilde Davids ist aber Christus dargestellt. Nun flieht David vor Absalon und Christus vor dem Volke von Jerusalem und dies ist sein Sohn. Es heifst ja: filios nutrivi et exsultavi, ipsi vero spreverunt me. Diese Art der Auslegung ist die tropische.

Nun weiter: Absalon heifst „patris pax".

Quod mirum videtur in historia quemadmodum patris pax possit intelligi, qui patrem bello persecutus est. Sed qui diligenter ad allegoriam intendunt, inspiciunt Absalon esse Jerusalem, quae etiam et ipsa pax interpretatur, a cujus facie Christus fugit quando eam patiendo deserens, in gentibus per fidem successit.

Man versteht unter Absalon den Judas. Den trug der Herr mit wunderbarer Geduld: cum adhibuit ad convivium, in quo corporis et sanguinis sui figuram discipulis commendavit et tradidit[1]). Quod denique in ipsa traditione et osculum accepit, bene intelligitur Christum pacem exhibuisse traditori suo, quamvis ille tam sceleratae cogitationis interno bello vastaretur: et ideo Absalon patris pax dicitur, quia pater habuit pacem, quam ille non habuit.

Aber vielleicht wird einer sagen: si David imaginem Christi gerebat, quomodo multas uxores et concubinas habuisse scribitur: cum has res Christus et horrescat et damnet? hoc enim in prophetia fiebat. Multae enim uxores David multarum gentium et nationum imaginem indicabant, quae per fidem Christi consortio jungentur: concubinae vero ejus significant haereticorum ecclesias, quae sub Christi nominis titulo manere se gloriantur. Sed quia propter carnalia lucra sectantur Christum, non conjuges sed concubinae vocantur. Diese Stelle hat Claudius dem Isidorus entnommen.

Das 2. Buch endet mit der Volkszählung Davids, das 3. behandelt Salomo; doch geht dies 3. Buch des Claudius nur bis v. 20 des 12. Kapitels, da damals die Bücher der Könige anders eingeteilt wurden wie jetzt. Obgleich auch in diesem Buche das meiste aus den oben erwähnten Autoren entlehnt ist, so finden sich hier doch mehrere Stellen, die ihm eigentümlich angehören. Er sagt darüber selbst Folgendes: „nonnulla

---

[1]) Diese Stelle hat Claudius dem Augustinus entnommen. Sie hat Anstofs erregt, da der Ausdruck „figura corporis et sanguinis sui" unklar ist. Bellarmin erklärt diesen Ausdruck und stellt ihn als gleichbedeutend mit Eucharistia hin. Migne, Patr. lat. t. 104 S. 709, Anm. 6.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

etiam ut mihi visum est infra illorum locutionem mea studui conjungere verba, quae utramque expositionem absque scissione conjungerent.“ Allerdings zog er sich durch eine solche selbständige Äufserung den Verdacht zu, dafs er ein Anhänger des Nestorius sei[1]). Diese verdächtige Stelle lautet: fecit etiam rex Salomo thronum de ebore grandem et vestivit eum auro fulvo nimis qui habebat sex gradus et summitas throni rotunda erat in parte posteriori. — Thronus eburneus aeternam judicis potestatem auro divinitatis fulgentem, quam Dominicus homo a Patre accepit, figuram gestare non dubium est. Sex gradus hujus throni omnem creaturam visibilem et invisibilem quae sex diebus facta est ex Christo Domino a Patre subjecto typice demonstrabant. Quod autem iste thronus in posteriorem sui partem rotundus esse describitur, hoc procul dubio datur intelligi quia praesens mundus qui per metas temporum volvitur, in sua extremitate a Domino sit judicandus.

Besonders das Wort Dominicus erinnert an Nestorianische Lehren, wonach Christus von der Jungfrau Maria nur als Mensch geboren und durch eigene sittliche Kraft entwickelt sei zum freiwilligen Organ des den Menschenleib als seinen Tempel bewohnenden Gottes. Diese Lehre verkleinert die göttliche Würde des Herrn und diese Verkleinerung liegt einmal in dem Ausdrucke dominicus homo statt Dominus, dann in dem: divinitas quam dominicus homo a patre accepit.

Das 4. Buch beginnt mit der Teilung des Reiches unter Rehabeam und Jerobeam. In diesem Abschnitt entnimmt er ein grofses Stück aus einer homilia in St. Petrum et Heliam, die dem Chrysostomus zugeschrieben wird. An dem Ende des Buches beantwortet er einige Fragen des Theodemir, weil er nicht rein litterarische Fragen unter die geistlichen Blumen der Allegorie habe mischen wollen. Nicht alle aber behandelt er, weil er nicht über alle etwas gelesen habe. Während er noch mit dieser Arbeit beschäftigt war, erfuhr er durch einen Brief, der aus dem königlichen Palaste zu Aachen ihm zugeschickt wurde, dafs Theodemir an ihm Verrat geübt habe: er hatte nämlich den Kommentar zu dem 1. Korinther-Briefe, welchen Claudius ihm zugeschickt hatte, in den königlichen Palast gebracht, damit er dort von den Bischöfen und Optimaten verurteilt werde. Hierbei sind zweierlei Dinge zu beachten: erstens, dafs das Verhältnis zwischen Claudius und Theodemir nicht klarzustellen ist. Theodemir soll ein Schüler des Claudius gewesen sein und scheint auch später noch die Freundschaft des Bischofs gesucht zu haben. Warum verklagte ihn nun Theodemir? Claudius empfand das so schmerzlich, dafs er ihm die Worte schrieb: das möge dir Gott verzeihen. Zweitens beachte man wohl: der Kommentar soll verurteilt werden von den Bischöfen und Optimaten. Haben wir da nicht den besten Beweis dafür, dafs im Karolingerreiche ein Staatschristentum eingerichtet war.

Mitbezug darauf schrieb nun Claudius ein apologetisches Buch, von dem eine Handschrift noch im Jahre 1461 im Kloster Bobbio gesehen, seitdem aber verschwunden ist. Wir kennen es demnach nur teilweise aus zwei Gegenschriften von Dungalus und Jonas.

Wodurch hatte Claudius Anstofs erregt? Wie wir wissen, war er von Ludwig dem Frommen nach Turin gesendet, um das dem Evangelium entfremdete Volk in der

---

[1]) Migne t. 104 S. 738.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

heiligen Lehre zu beraten[1]). Dort herrschte wie in ganz Italien der schlimmste Aberglaube, das reine Heidentum, nur durch ein christliches Gewand notdürftig verhüllt. Will man sich eine Vorstellung davon machen, wie kurz das christliche Mäntelchen war, welches das antike Heidentum bedeckte, so betrachte man heute das christliche Leben und Treiben in Neapel und Sicilien. Das Volk dort hat keine Bezeichnung für den lieben Gott, es nennt ihn Eterno padre und die Anbetung seines Bildes steht weit hinter der zurück, welche man andern widmet[2]).

So war damals in Turin die Bilder- und Reliquienverehrung der reine Götzendienst geworden. Nun kam Claudius aus den Gegenden, wo Christen und Muhamedaner aneinander grenzten. Er wufste, wie sehr letztere den Bilderdienst hafsten und verachteten. Sollte hierin nicht auch Felix von Urgel mit ihnen übereingestimmt haben und sollte Claudius nicht schon dort mit der Überzeugung erfüllt worden sein, dafs dieser Bilderdienst Götzendienst sei? In seiner Überzeugung bestärkte er sich durch ein eifriges Studium der Werke des heiligen Augustinus. Zunächst fand er dadurch die Gründe, welche ihn gegen die Lehre seines Lehrers Felix wappneten. Augustinus[3]) betont stets, dafs die göttliche Existenz eine einfache sei, die in drei Personen erscheine, er hebt stets die göttliche Einfachheit hervor; die Aufgabe, die er übrig läfst, ist die, das Wesen, das allen drei Personen gemeinsam ist, in Zusammenhang zu setzen mit dem trinitarischen Kreislaufe. So tief ist nun Claudius in die philosophische Spekulation nicht eingedrungen, um die Lücken, die sein Meister gelassen, weiter auszufüllen; das überliefs er dem Areopagita und dem Hegel des 9. Jahrhunderts, dem Scotus Erigena. Der Bischof von Turin vertiefte durch Augustin seine Beziehungen zu Gott. In der Lehre von der Kirche findet sich nun bei Augustinus ein Widerspruch zwischen dem mystischen und dem gesetzlichen Standpunkt. Dem ersteren gemäfs erscheint die Kirche als die Gemeinschaft, in welcher Gott unmittelbar wirkt, als die Gemeinschaft der Prädestinierten. Dem gesetzlichen Standpunkt gemäfs erscheint die Kirche als die Anstalt, welche nicht nur dem Einzelnen das Heil historisch übermittelt, um ihn so zu der unmittelbaren Gemeinschaft mit Gott zu führen, sondern als die bleibende Vermittlerin zwischen dem Einzelnen und Gott. Claudius folgte der ersten Erklärung und meinte, dafs alles Gute Wirkung der göttlichen Gnade und ein Zeichen sei, es wäre der, welcher es vollbringt, von Gott dazu vorher bestimmt. Eigenes Verdienst, Gerechtigkeit durch gute Werke verwarf er unbedingt. Da nun die Gnade im Innern der Seele wirkt, so sind auch der Glaube, die Nachfolge Christi, die Gemeinschaft mit ihm innere Vorgänge, die sich in jedem Einzelnen persönlich einstellen müssen. Um selig zu werden, müsse man also sich nicht nur vom Sinnlichen losreifsen, um nach dem Unsichtbaren zu streben, sondern auch ohne eines Andern Dazuthun oder vermittelndes Verdienst persönlich mit Gott durch Christum, den alleinigen Mittler, in Verbindung treten[4]).

Wie mufste einem Manne, der diese Ansicht hatte, wohl zu Mute sein, als er die heidnischen Greuel in seiner Diözese sah? Er trat als Bischof mit gröfster Strenge dagegen auf und entfernte nicht nur die Bilder aus den Kirchen, sondern wie es scheint

[1]) Ebert, Litteratur des Mittelalters II. S. 223.
[2]) Trede, Das Heidentum in der römischen Kirche. Gotha, Perthes, 1889. 1. T.
[3]) Dorner, Augustinus. Berlin 1873.
[4]) Herzog und Plitt, Realencyclopädie, 2. Aufl. Bd. 3.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auch die Kreuze. Wir wollen zugeben, dafs er etwas rasch dabei verfahren sein mag, aber er hatte Recht in dem, was er that.

Seine Ansicht spricht er in folgenden Worten aus[1]): Wenn es in den Büchern der Könige oft von den gottlosen und verbrecherischen Herrschern in Israel heifst: fecitque quod erat malum in conspectu Domini und du fragst, was das malum bedeute, so lautet die Antwort so. Wenn es nun auch viele mala giebt, so nennt die Schrift besonders eins, vor dem alle andern verschwinden. Und dies malum malorum, scelus scelerum, peccatum peccatorum ist die cultura idolorum. Zwar stimmt er nicht mit denen überein, die idolum nicht aus dem Griechischen, sondern von dolus herleiten, weil der Teufel die Anbetung der Kreatur eingeführt hat. Wie das möglich gewesen, erklärt er folgendermafsen: simulacrorum usus exortus est, cum ex desiderio mortuorum constituerentur imagines vel effigies tanquam in coelum receptorum pro quibus se in terris demones colendos apposuerunt et sibi sacrificare a deceptis et perditis hominibus suaserunt. — Dagegen spricht er sich aufs allerentschiedenste in folgender Stelle aus: Sciendum summopere est, quia non solum qui visibilia figmenta atque imagines colit, sed etiam quamlibet sive coelestem sive terrenam sive spiritualem sive corpoream creaturam vice nominis Dei colit et salutem animae suae quae a solo Deo est ab illis sperat, de illis est, de quibus dicit Apostolus (Röm. 1, 25): Et coluerunt et servierunt creaturae potius quam creatori, qui est super omnia Deus benedictus in saecula. Et de quibus dicit Propheta (Jerem. 17, 5): Maledictus homo qui spem suam ponit in homine et a Domino recedit cor ejus.

Als das Benehmen des Claudius bekannt wurde, schrieb sein früherer Schüler, der Abt Theodemir, an ihn, wie Claudius klagt, einen Brief plenum garrulitate atque stoliditate. Darin erzählt der Abt, ein Gerücht sei durch ganz Gallien ausgegangen, Claudius habe eine neue Sekte contra regulam fidei catholicae gegründet. Dagegen verwahrt sich Claudius in einem Briefe: dafs er eine neue Sekte gegründet habe, das sei ganz falsch; er unterdrücke solche vielmehr. Ludwig der Fromme habe ihn gezwungen die Bürde des bischöflichen Amtes zu übernehmen und ihn nach Turin geschickt. Da hätte er alle Kirchen mit Bildern angefüllt gefunden und hätte begonnen sie zu zerstören. Darob hätten ihn Alle geschmäht. Sie sagen ihm: non putamus imagini quam adoramus aliquid inesse divinum und er antwortet ihnen: wenn die, welche den Kult der Dämonen verlassen haben, wenn diese Bilder der Heiligen verehren non idola reliquerunt sed nomina mutaverunt.

Alles, was er in den Briefen und den Kommentaren gegen diese Ausartungen in der Kirche gesagt hat, war in dem Apologeticum zusammengefafst. Wie schon bemerkt, war dies Werk noch im 15. Jahrhundert im Kloster Bobbio vorhanden, ist aber seitdem verschwunden. Es ist ja bekannt, dafs die Papstkirche es immer verstanden hat, die Schriften der Ketzer zu vertilgen.

Wir kennen den Inhalt dieses Werkes und mehrere Stellen aus ihm nur durch die Widerlegungsschriften des Jonas und Dungal. Jonas ist der Nachfolger des berühmten Erzbischofs Theodulf von Orleans und war wie wenige in die Materie eingeweiht. Er war ein humanistisch und theologisch fein gebildeter Aquitanier und einer der treuesten

---

[1]) Migne, Patr. lat. Bd. 104 S. 827.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Diener Ludwigs des Frommen; deshalb sandte ihn dieser an den Papst in Sachen der Bilderverehrung. Auf allen Synoden spielte er eine bedeutende Rolle. Ihn beauftragte daher Ludwig der Fromme, eine Widerlegung des Apologeticums zu verfassen. Er that es, ohne das ganze Werk gelesen zu haben, ihm lag nur ein Auszug vor. Während er noch damit beschäftigt war, starb Claudius, wie einige meinen im Jahre 830[1]), nach andern etwa um 839[2]). Da liefs Jonas die Arbeit liegen, weil er meinte, dafs mit dem Tode des Claudius auch die Ketzerei verschwinden würde. Das geschah aber keineswegs. Claudius hatte Schüler und Anhänger, welche seiner Ansicht huldigten. Deshalb vollendete Jonas nach dem Tode Ludwigs des Frommen sein angefangenes Werk und widmete es Karl dem Kahlen. — Claudius hatte in sehr herber und derber Weise seine Gegner angegriffen und wurde von Jonas deshalb auch nicht geschont. Er tadelt seine geringe humanistische Bildung und verspottet ihn in folgender Weise[3]): Quoniam quamquam magistri sui non videatur aperte sequi errorem, in eo tamen quod ecclesiasticae auctoritati claudicando contrarie nititur, non immerito Claudii nomen sortitur etc.

Und weiter[4]): Unde mirari satis hominem nequeo ut qui disciplinam recte loquendi nescit, non solum docere verum etiam alios reprehendere et quod his ineptius est in reprehensionem peritorum virorum librum praesumpserit evomere. Jonas vergleicht den Claudius mit Silenus, von dem Naso schreibt[5]):

Ebrius ecce senex pando Silenus asello
Vix sedet et pressas continet arte comas.

Das Werk des Jonas de cultu imaginum zerfällt in drei Teile, welche den drei Angriffsrichtungen des Claudius entsprechen. Das erste Buch behandelt die Verehrung der Bilder, das zweite die des Kreuzes und das dritte die Wallfahrten nach Rom. Jedes Buch wird durch eine eigene Vorrede eingeleitet. Der Verfasser fühlte sich in Theodemir beleidigt, da er wie dieser dem gallischen Klerus angehörte und griff deshalb den Claudius, wie oben bemerkt, in sehr heftiger Weise an. Doch ist die Beweisführung wenig überzeugend, namentlich im zweiten Buche, wo er die Wunder erzählt, welche durch das Kreuz vollbracht worden sind. Da steht folgende Stelle[6]): sed et per vexillum crucis, non per asinum innumeros sanctos viros et mortuos suscitasse, daemones ab obsessis corporibus effugasse, caecos illuminasse et multa his similia fecisse legimus.

So gewandt auch diese Arbeit stilisiert ist, so ist sie doch dem Inhalte nach wenig bedeutend. Ebenso fliefsend geschrieben ist das Werk des zweiten Hauptgegners von Claudius, des Iren Dungalus, aber es ist ebenso voll von Hafs und Bitterkeit, wie jenes. Dungalus ruft den Schutz der weltlichen Gewalt an, und wie es scheint empfiehlt er ihr die Ketzer zu verbrennen. Ferner ist die Arbeit inhaltlich ebenso oberflächlich wie jene ohne eigentliche theologische Kenntnis verfafst und gründet sich nur auf die Autorität. So erklärt der Verfasser den Bischof für unsinnig, der es wage gegen das aufzutreten, was mit Zustimmung der bedeutendsten Kirchenväter 820 Jahre bestanden

---

[1]) Ebert 2 S. 224.
[2]) Rudelbach, Claudii Taurinensis etc. Havniae 1824.
[3]) Migne 106 S. 311.
[4]) Migne S. 312.
[5]) Migne S. 362.
[6]) Migne S. 349.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

habe. Der genannte Dungalus ist ein Ire, aber woher er stammt, kann man nicht angeben, auch weifs man nicht, wann er zu Karl dem Grofsen gekommen ist. Wahrscheinlich ist dieser Dungalus derselbe Dungalus reclusus d. h. solitarius, monasticam videlicet agens vitam, der über die doppelte Sonnenfinsternis des Jahres 810 einen Brief an Karl den Grofsen geschrieben hat[1]). Er war zuerst Presbyter in St. Denis und kam etwa 811 in das Kloster des heiligen Augustin zu Pavia. Sein Leben beschlofs er im Kloster Bobbio, dem er alle seine Bücher vermachte. Unter ihnen befand sich auch sein gegen Claudius verfafstes Werk, betitelt: Liber contra perversas Claudii sententias. Dieses hat er Ludwig dem Frommen und dessen Sohne Lothar gewidmet. Der Inhalt des Buches ist schlecht geordnet, weshalb wir hier das Gleichartige zusammenstellen und so den wesentlichen Inhalt darlegen wollen. Dungalus giebt zu, dafs Claudius viele Anhänger habe. Diese wollen keine Gemälde der Passion und keine Bilder Christi in den Kirchen, sie wollen nicht die Anbetung des Kreuzes, ebenso wenig die Verehrung der Heiligen und den Reliquiendienst. Sie leugnen, dafs die Heiligen nach dem Tode helfen und heilen können. Ihre Gebeine verdienen keine Verehrung, ebenso wenig wie die der Tiere.

Wenn Claudius gegen die Gemälde in den Kirchen eifert, so sucht ihn Dungal durch den Paulinus zu widerlegen, der in seinem Buche über die Tugenden des heiligen Felix[2]) Rechenschaft darüber giebt, dafs er die heiligen Häuser raro more habe mit Figuren (animantibus assimilatis) bemalen lassen. Der Ruhm des heiligen Felix rufe nämlich Massen der Landbewohner in die Stadt: rusticitas non cassa fide neque docta legendi d. h. eine ländliche Bevölkerung, die zwar nicht glaubensleer, aber des Lesens nicht kundig sei. Wenn diese nun längere Zeit die Bilder anschaue und die Wunder bespreche, dann vergehe der Tag, die Leute hätten wenig Zeit zum Trinken übrig und kehrten nüchtern und mit bereicherter Anschauung nach Hause zurück. Die Verse lauten:

Dumque diem ducant, spatio majore tuentes,
Pocula rarescunt, quia per miracula tracto
Tempore jam paucae superant epulantibus horae.

Wir ersehen aus dieser Stelle, dafs schon damals die biblia pauperum gebräuchlich waren, die Lessing so schön schildert[3]).

Zur Bekräftigung seiner Ansicht führt Dungalus den Papst Gregor den Grofsen an. Dieser tadelte den Bischof Serenus von Marseille: quod imagines sanctorum confregit, lobt ihn aber, dafs er die Adoration derselben verboten habe. Er hätte sanfter vorgehen und sich nicht allein für weise halten sollen und äufsert sich weiter wie folgt: aliud est enim picturam adorare aliud per picturae historiam quid sit adorandum addiscere. Nam quod legentibus Scriptura hoc idiotis praestat pictura cernentibus, quia in ipsa ignorantes vident quod sequi debeant, in ipsa legunt qui litteras nesciunt.

---

[1]) Ebert 2 S. 224 ff. Traube in der Roma nobilis, Abhdlg. der bayer. Akademie der Wiss. 1. Kl. XIX Bd. II. Abt. S. 332 ff. nimmt an, dafs drei oder vier verschiedene Iren dieses Namens zusammengeworfen sind: 1) Dungal reclusus, der 811 für Karl den Grofsen die Sonnenfinsternis erklärte. Der Dungal, der 825 in Pavia Lehrer ist, war wohl ein jüngerer, ebenso der Genosse des Sedulius und ebeuso der Mönch in Bobbio.

[2]) Paulinus cf. Ebert Bd. 1 S. 291 Anm. 1.

[3]) Hierzu vergleiche man die Schilderung Tredes Bd. 1 S. 37.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Claudius verwarf auch die Verehrung des Kreuzes, führt dafür aber denn doch recht triviale Gründe an; wenn man das Kreuz deshalb verehre, weil Christus an ihm gehangen, dann müsse man auch alle Jungfrauen verehren, weil Christus von einer solchen geboren sei, dann müsse man Krippen und Windeln anbeten, weil er darin gelegen habe. Gott habe befohlen das Kreuz zu tragen, aber nicht anzubeten.

Wie er hierin Reformgedanken entwickelt, so scheint er auch in bezug auf den Papst nicht mit der damals immer weiter um sich greifenden Verehrung des Bischofs von Rom übereinzustimmen. Er spricht einmal die Ansicht aus, der sei nicht apostolicus zu nennen, der in cathedra apostoli sitze, sondern der, welcher die apostolische Pflicht erfülle. Deshalb hält er auch von den Wallfahrten nach Rom nicht viel. Seinen Standpunkt in dieser Frage giebt er in folgenden Worten an: ego enim iter illud nec approbo nec improbo, quia scio quod nec omnibus obest nec omnibus prodest nec omnibus proficit nec omnibus officit.

Dungal meint, Claudius würde nichts gegen das Wallfahren sagen, wenn es nur nach Turin und nicht nach Rom ginge. Um zu zeigen, wie schön eine Wallfahrt nach Rom sei, führt der Ire ein hübsches Gedicht des Prudentius Iberus, eines Dichters aus der Zeit des Honorius und Theodosius des Jüngeren, an, in welchem Rom wegen der Menge seiner Reliquien gepriesen wird. Es lautet:

O ter quaterque et septies,
Beatus urbis incola,
Qui te ac tuorum cominus
Sedem celebrat ossium,

Cui propter advolvi licet,
Qui fletibus spargit locum,
Qui pectus in terram premit,
Qui vota fundit murmure.

Nos Vasco Iberus dividit
Binis remotos Alpibus
Trans Cottianorum paga,
Trans in Pyrenas ninguidos.

Vix fama nota est, abditis
Quam plena sanctis Roma sit,
Quam dives urbanum solum
Sacris sepulcris floreat.

Sed qui caremus his bonis
Nec sanguinis vestigia
Videre coram possumus,
Coelum intuemur eminus.

Sowohl Jonas als auch Dungalus vertreten die vermittelnde Ansicht der fränkischen Kirche, welche die veneratio, aber nicht die adoratio der Bilder erlaubt. Beide erheben sich, wie das katholische Kirchenlexikon von Wetzer und Welte 3. Bd. S. 434 meint, nicht über den engen Standpunkt der Synode zu Orleans vom Jahre 825, wonach von einer eigentlichen Verehrung der Bilder keine Rede ist, sondern nur von ihrer rein äufserlichen Beziehung als Zierde und Belehrung. Erst Walafried Strabo giebt die richtige katholische Anschauung in seinem Werke: de exordio et incrementis rerum ecclesiarum c. 8. Er spricht darin de imaginibus et picturis und sagt[1]): die Bilder sind eine Zierde der Kirche: earum varietas nec quodam cultu immoderato colenda est ut quibusdam stultis videtur: nec iterum speciotas ita est quodam despectu calcanda ut quidam vanitatis assertores

[1]) Migne Bd. 14 S. 927.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

existimant. Er beruft sich auf Moses und Salomon, welche die Tempelgefäfse und priesterlichen Kleider mit Bildern und Skulpturen geschmückt hätten; auch hätten sie Cherubim über den Altar gestellt. Die Gemälde sollen uns an Thaten erinnern und an uns liebe Menschen; sed in his colendis superstitionem et hebetudinem qua spiritalem cultum ad corporalia traducere erronei nitantur, esse damnandam. Er tadelt auch den Claudius, in veritatis itinere nominis sui similitudine nutabundus. Sic itaque imagines et picturae habendae sunt et amandae, ut nec despectu utilitas annuletur et haec irreverentia in ipsorum quorum similitudines sunt, redundet injuriam: nec cultu immoderato fidei sanitas vulneretur, et corporalibus rebus honor nimie impensus arguat nos minus spiritualia contemplari.

Es ist doch klar, dafs Claudius schon hierdurch viel Anstofs erregt hat und späteren Zeiten durch noch andere Äufserungen erst recht als Erzketzer erscheinen mufste. Wie sehr mufste man ihn später verabscheuen, wenn er lehrte, dafs Petrus gar nicht das Recht zu lösen und zu binden bekommen hätte, und wenn er von einem doppelten Primate spricht; von einem des Petrus zur Gründung der Kirche unter den Juden, von einem andern des Paulus zur Einrichtung der Kirche unter den Heiden.

Trotz alledem blieb er bis an seinen Tod Bischof von Turin.

Ich will nun nicht leugnen, dafs Claudius bei uns Protestanten sehr viel Sympathieen erwecken wird, denn er trat gegen den Reliquiendienst, gegen die Bilderverehrung und gegen den Primat des Papstes auf und kann darin unserer Zustimmung gewifs sein. Will man ihn einen Vorläufer der Reformation nennen, so mag man das immerhin thun, denn diese Bezeichnung ist unendlich dehnbar. Dafs er aber, wie Einige angeben, der Stifter der Waldenser-Sekte gewesen sei, ist denn doch durchaus nicht zu beweisen.

Wie ist nun aber möglich gewesen, dafs er, der so viel Angefeindete, doch bis an sein Lebensende Bischof geblieben ist? Um das zu verstehen, mufs man die damalige Lage der abendländischen Kirche ins Auge fassen. Wenn ich dies hier in der Kürze thun will, so bemerke ich dabei von vornherein, dafs ich mich ganz auf den dritten Teil der Dogmengeschichte von Harnack stütze. Da wird ausgeführt, dafs die Germanen das Christentum in kirchlicher Gestalt als ein vollkommen fertiges empfingen und bis ins 13. Jahrhundert hinein keine selbständige Theologie und keine dogmengeschichtliche Bewegung gehabt haben. Augustin war der Hauptlehrer und blieb es. Der Widerspruch, der sich in ihm findet, bleibt unausgeglichen. Er verlangt und hält als das Höchste fest, dafs der Mensch unmittelbar mit Gott in Verbindung trete. Gestützt auf solche Aussprüche Augustins trat Claudius gegen die Ansprüche Roms auf; aber Augustin betonte andrerseits wieder, dafs die Kirche die Trägerin des Heils sei. Diese Ansicht war die herrschende, und schon bürgerte sich die Verehrung der Hostie ein. Da wollte die karolingische Kirche Halt machen und den Bilderdienst ablehnen. Das ging nun einmal nicht und sie mufste später dem Zuge der Zeit weichen. So sehen wir, dafs Claudius mitten in diesem Zwiespalt stehend wohl angefeindet, aber nicht unterdrückt worden ist. Es kam ihm aber zu statten, dafs die Sache noch nicht entschieden war.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

II.

Zur Reformationsgeschichte von Genf.

Mag man über die Bildung in Genf, über die dortige Universität und die Schulen urteilen wie man will, günstig oder weniger günstig, eins aber mufs man der Republik zum Lobe nachsagen, dafs in ihren Schulen der Patriotismus genährt und die praktische Seite des Lebens wohl beachtet wird. Man kennt in Genf überall die Geschichte der Reformation und die der Hauptvertreter und Beförderer derselben; man weifs von Farel, Calvin, Bonivard etc. In den Dorfschulen werden die Grundzüge des vaterländischen Rechtes gelehrt und im Rechnen z. B. sehr praktische Aufgaben geübt, so dafs man viele Bauern finden wird, die den Umfang ihres Grundstückes richtig zu berechnen verstehen. —

Zu den Männern, die in Genf wohl bekannt sind, gehört Bonivard. Wer für die Reformation ein Herz hat, der kann doch unmöglich Calvin und Genf unbeachtet lassen, und wenn er die dortigen reformatorischen Bewegungen näher ins Auge fafst, wird ihm Bonivards Name überall entgegentreten. Daher ist es sehr dankenswert anzuerkennen, dafs der gelehrte Gustave Revilliod im Jahre 1867 die Chroniques de Genève veröffentlicht hat, welche von François Bonivard verfafst sind. Der Herausgeber hat den Chroniken eine Lebensgeschichte des Autors vorangeschickt, der wir mancherlei entnehmen:

Bonivard ist sehr geliebt und sehr gehafst worden; man hat ihm aufs Wort geglaubt und andrerseits ihn einen ganz gemeinen Verleumder gescholten. Weder ist er rein wie ein Engel, noch schwarz wie der Teufel; er ist eben ein Kind seiner sittenlosen Zeit, ein Mann der Revolution und somit natürlich kein chevalier sans peur et sans reproche. Aber er liebt die Stadt Genf, deren Bürger er geworden war, er liebt die bürgerliche Freiheit und die Reformation und hat beiden seine Existenz geopfert.

Wenn er, der französische Edelmann, der hochgestellte Geistliche, hätte wollen dem Herzoge und dem Papste dienen, er hätte eine glänzende Lebenslage bis an sein Ende gehabt, während er so seinem Gott getreu von einer kleinen Pension seinen Lebensabend gefristet hat. Und das ist denn doch auch eine Heldenthat!

François Bonivard ist im Jahre 1493 geboren und entstammte einer französischen Adelsfamilie, in der nach der Sitte jener Zeit das Priorat der Abtei St. Victor erblich war. Dieses Priorat war von der Abtei Cluny abhängig und mufste als Anerkennung jährlich einmal so viel Forellen liefern, dafs das Weihnachtsmahl davon hergerichtet werden konnte. Da das aber sehr beschwerlich war und die Forellen oft in schlechtem Zustande anlangten, so einigte man sich dahin, dafs St. Victor jährlich 10 Livres Tournois nach Cluny zahlte. — Damals blühten in Italien schon die humanistischen Studien, und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

es scheint, als ob die Familie des Bonivard ihnen zugethan gewesen sei. François erhielt unter Aufsicht eines Oheims, der Abt in Pignerolo und Prior von St. Victor war, in ersterem Orte grammatischen Unterricht. Ob er da wohl irgend welche Kenntnis erhalten hat von den Waldensern, die in der Nähe wohnten? Von da ging er noch sehr jung nach Freiburg im Breisgau, wo Zasius als Vertreter der neuen Richtung so schön und geschickt Jurizprudenz und Poetik lehrte. Schon hier lernte er Deutsch und vervollkommnete sich im Gebrauch dieser Sprache in Strafsburg, wo er die neue Predigtweise Geilers von Kaisersberg kennen lernte. Sollten alle diese Einflüsse nicht schon den Boden gelockert haben für eine spätere Aufnahme der Reformation? — Als er 19 Jahre alt war, starb jener Oheim 1514, und er folgte ihm als Prior von St. Victor. Gleich anfangs geriet er mit dem Herzog von Savoyen in einen Zwiespalt, der ihn sich zu den Genfern hinneigen liefs.

Und höchst eigentümlich und bezeichnend ist doch die Veranlassung! Das Priorat von St. Victor lag dicht bei Genf, wohl geeignet sowohl zur Verteidigung der Stadt beizutragen als auch den Angriff auf dieselbe zu erleichtern.

Trotz der Spannung, die zwischen dem Herzog von Savoyen und der Stadt herrschte, hatte der Oheim Bonivards es verstanden, sich mit dem Herzog und mit der Stadt gut zu stellen. Er hatte sein Priorat wohl befestigt und mit vier Kanonen ausgestattet. In seinem Testamente hatte er verordnet, dafs diese vier Geschütze eingeschmolzen und zu Kirchenglocken gebraucht werden sollten. Da nun die Genfer wenig Artillerie hatten, so baten sie François Bonivard um die Geschütze, wofür sie ihm Metall zum Glockengufs liefern wollten. Ein Doctor der Theologie wufste das Gewissen Bonivards zu beschwichtigen, worauf dieser die Kanonen den Mönchen gab, die sie eigentlich geerbt hatten. Diese aber überliefsen sie den Genfern. Der Herzog verlangte die Geschütze für sich. Da jedoch der Handel schon abgeschlossen war, erhielt er sie nicht und zürnte deswegen den Genfern und dem Prior.

Von Jugend auf hatte sich Bonivard immer entschieden gegen eine erbliche Monarchie erklärt. Woher diese Neigung stammte, ist schwer nachzuweisen; genug, sie war da und bestimmte ihn, früh mit den Vorkämpfern der Genfer Freiheit in Verbindung zu treten. Einer derselben, sein Freund Berthelet, sagte ihm einst: Monsieur mon compère, touchez là: pour amour de la liberté de Genève, vous perdrez votre bénéfice et moi la tête. Und so ist es gekommen!

Wie doch so seltsam geographische und historische Verhältnisse bei entscheidenden Wendepunkten mit einzelnen Persönlichkeiten zusammenwirken, um die Geschichte eines Landes naturgemäfs und dauernd zu gestalten!

Die alte Stadt der Allobroger Genf, zur provincia Narbonensis gehörig, wurde im 6. Jahrhundert Sitz eines Bischofs, der unter dem Erzbischof von Vienne stand. Eingeklemmt in den Winkel zwischen Alpen und Jura, führte sie als Stadt des Königreiches Burgund ein Stilleben.

Als nach dem Tode Rudolfs III., des Greises, der niemals Jüngling war noch Mann, die Salier die Herrschaft Burgunds in ihre Hand bekamen, da wurde die Verbindung der Schweiz und Deutschlands so gefestigt, dafs sie sich niemals ganz gelöst hat und die Strömungen der Kultur herüber und hinüber spülten. So kam die Poesie der Troubadours durch die burgundischen Landschaften in die französische Schweiz und von da in die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

deutsche an den Oberrhein. Es ist hoch interessant, das im einzelnen zu verfolgen. Unter den Saliern wurde zuerst die Schweiz als ein Ganzes zusammengefafst, doch löste sich schon unter Heinrich IV. diese enge Verbindung während seiner Kämpfe mit dem Papste. Im Herzogtum Allemannien diesseits des Rheins kam das Haus der Staufer in die Höhe, hatte aber in der Schweiz wenig zu sagen. Dort breitete sich das Haus der Zähringer aus und befestigte seine Macht durch Gründung von Städten, wie Bern und Freiburg. Als am Anfange des 13. Jahrhunderts, im Jahre 1218, mit Berchtold V. das erlauchte Geschlecht ausstarb, da war dies für jene Gegenden ein Ereignis von unberechenbarer Tragweite. In der Westschweiz erhob sich ein buntes Gewirr weltlicher Herren, und neben ihnen schickten sich die Bischöfe von Lausanne, Sitten und Genf an, die weltliche Herrschaft in ihren Territorien auszuüben. Von dem Rechte des Kaisers war wohl die Rede, aber beachtet wurde es nicht. Nach dem Aussterben der Zähringer erhoben sich in der Schweiz drei Familien, die der Habsburger, Kiburger und das Haus Savoyen. Dies letztere gewann Raum in der Westschweiz und trat dort der Ausbreitung des Hauses Kiburg entgegen. Im 13. Jahrhundert lebte der Hauptheld dieser Familie, Peter von Savoyen, ein in jeder Beziehung ausgezeichneter Herr. Er fafste festen Fufs im pays de Vaud, erwarb die Herrschaft Faucigny und erbaute das feste Schlofs Chillon. Das hauptlose Baronengewimmel zwischen Jura, Aar und Genfersee fügte sich ihm, vor allem die durch Uhlands schönes Gedicht bekannten Grafen von Greyerz oder Gruyères. Da auch das Haus der Kiburger in dieser Zeit endete, so teilten zwei Familien die Suprematie in der Schweiz, die Savoyer und die Habsburger.

Wie oft haben doch seitdem sich beide Familien feindlich gegenübergestanden, und wie ist es doch so merkwürdig, dafs bis auf den heutigen Tag ihre Interessen aufs innigste verbunden geblieben sind.

Diese Grafen von Savoyen hatten ursprünglich nichts mit Genf zu thun. Sie verstanden es aber im 13. Jahrhundert sich dort einzunisten, indem sie anfangs als Advokaten der Kirche und des Bischofs auftraten und sich allmählich weitere Rechte zu erwerben versuchten. Wir lesen nun, dafs Ende des 13. Jahrhunderts nach dem Aussterben der Zähringer ein wildes Fehdeleben dort unter den Baronen entbrannte. Da streiten die Dauphins von Vienne, die Herren von Gex, von Faucigny, die Grafen von Savoyen und andere, und die Stadt Genf wie ihr Bischof konnte davon nicht unberührt bleiben. Bedenken wir, dafs die Frage streitig war, ob der Bischof weltlicher Herr der Stadt war. War er Vikar des Kaisers oder nicht? Es konnte nicht fehlen, dafs darüber die Bischöfe, die Grafen von Savoyen und die Bürger von Genf vielfach uneins waren. Als nun Amadeus von Savoyen, der spätere Papst Felix V., durch die Gnade Sigismunds den Herzogstitel erhalten hatte, versuchte er es durch Papst Martin V. die weltliche Gewalt in der Stadt Genf zu erwerben. Er stellte ihm vor, dafs in Genf verschiedene Edelleute Schlösser und obrigkeitliche Rechte hätten und dafs Missethäter sich oft unter ihren Schutz begäben, um dem Bischof und seinen Beamten zu entgehen. So sei denn ein tolles Leben in Genf, und auch sie, die savoyischen Herren, die nach erblichem Rechte Grafen und Vicedomini in Genf wären, könnten dort nicht in Sicherheit leben: der Papst möge ihm also die weltliche Gewalt in Genf übertragen. Man erzählt, dafs Martin V. wirklich eine Bulle dieses Inhalts ausgefertigt habe; indessen sei sie nicht veröffentlicht worden, da mehrere Kardinäle dagegen auftraten. Trotzdem machte der Herzog dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

damaligen Bischof von Genf denselben Vorschlag, wobei er ihm volle Entschädigung versprach. Der Bischof beriet darüber mit den Genfern, die aber ebenso wenig darauf eingingen, wie der geistliche Herr.

Wenn wir auch zugeben wollen, dafs hier vorzugsweise dynastische Interessen mitsprachen, so scheint doch die Angabe nicht ohne Grund gewesen zu sein, dafs das Leben in Genf ein wenig erbauliches war. Hören wir denn nicht ähnliches von Rom zur Zeit Cola di Rienzis und noch im Anfange des 16. Jahrhunderts.

Das Bestreben der Herzöge von Savoyen sich Genfs zu bemächtigen führte endlich dazu, dafs seit 1452 der jedesmalige Bischof fast immer diesem Hause entstammte. Dabei kamen dann alle die Unregelmäfsigkeiten vor, die auch sonst in jenem Jahrhundert in der kirchlichen Disziplin gerügt wurden. Ein minderjähriger Prinz wurde Bischof, für den das Bistum verwaltet werden mufste, ein anderer trug sich wie ein Kriegsmann und befehligte Truppen. Wem fällt da nicht der Vorgang ein, der sich ereignete, als Kaiser Sigismund Strafsburg besuchte! Da ritten ihm die Domherren von Strafsburg im ritterlichen Gewande entgegen. Er aber weigerte sich das Kapitel in diesem Aufzuge zu empfangen; er sähe wohl Ritter, aber keine Geistlichen.

Die Reihe der Bischöfe aus dem Hause Savoyen wurde durch einen Herrn von Seyssel unterbrochen, der dem Hause Aix entstammte. Als dieser im Jahre 1513 starb, da ereignete sich etwas, was der reformatorischen Bewegung bestens vorarbeitete. Am Hofe der Herzöge von Savoyen lebte ein Bastard, namens Johann. Die Chronik erzählt von ihm in ihrer naiven Weise folgendes: Seine Mutter war ein gemeines Weib in Angers. Damals war François von Savoyen Erzbischof von Aulx und Bischof von Genf und Angers, indem er nach der Unsitte der Zeit die Pfründen häufte. Er teilte mit mehreren anderen die Gunst dieses Weibes, welche ihn, den reichsten ihrer Verehrer, als Vater ihres Sohnes angab. Der Herr kümmerte sich nicht viel um ihn, und gar erst nach seinem Tode wurde er, wie es heifst, in Angers nourry tellement quellement. Später kam er an den Hof von Savoyen, wurde als Bastard des Hauses anerkannt und doch wenigstens so ausgestattet, dafs er drei Pferde und zwei Diener halten konnte. Für diesen sollte das Requiem, das man für den Bischof Seyssel sang, eine Messe gaudeamus werden. Der Herzog von Savoyen nämlich wollte diesen Menschen, der infolge seines ausschweifenden Lebens an einer bösen Krankheit litt, zum Bischof von Genf machen. Er hoffte, dafs dieser Herr sich dann den Bestrebungen seines Hauses günstig beweisen uud die Übergriffe des Herzogs fördern würde. Es hatten nämlich nicht alle Bischöfe aus dem Hause Savoyen das gethan, sondern manche die Rechte der Kirche ernstlich verteidigt.

Nun verlangte aber die Bürgerschaft von Genf, dafs ein ihr befreundeter Edelmann vom Kapitel zum Bischof gewählt werden sollte. Das Kapitel, welches dem savoyischen Druck entgehen wollte, willfahrte den Genfern. Aber der Herzog wufste die Eidgenossen durch Pensionen zu bewegen, dafs sie sich bei dem Papst Leo X. für ihn verwendeten. Ferner bot er dem Neffen des Papstes seine Schwester zur Frau an und zuletzt zahlte er noch tüchtig. So kam es denn, dafs der gewissenlose Medicäer den Bastard bestätigte. Seit der Zeit begannen die Streitigkeiten zwischen dem Hause Savoyen und den Genfern ernstlicher zu werden und besonders freiheitstrotzig trat ein Freund Bonivards, namens Philibert Berthelier, auf. Wir finden in den Chroniken nur selten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Notizen, die das Verhalten der Bürger betreffen, aber die wenigen zeigen, dafs sich das Selbstbewufstsein der Gemeinde gehoben hatte. Doch wagte sie es damals noch nicht, übermütigen Anforderungen der Eidgenossen zu widerstehen, da sie nicht stark genug war, dieselben zu bekämpfen. — Anfangs benahm sich der neue Bischof sehr klug. Er zahlte dem, welcher das Bistum nicht erhalten hatte, eine Pension und beschenkte auch seine Feinde.

Inmitten der Besitzungen des Hauses Savoyen lagen die Städte Genf und Lausanne und waren deshalb den Herzögen in ihrer Freiheit ein Dorn im Auge. Den damaligen Herzog reizte nun ein bedeutender Staatsmann noch mehr an, diese Enklaven sich zu unterwerfen. Das war Messire Claude de Seyssel. Dieser Herr war Erzbischof von Marseille gewesen und der bedeutendste Minister Ludwigs XII. von Frankreich. Nach dem Tode seines Herrn mochte er dem jungen Thronfolger nicht dienen und wufste es zu bewirken, dafs er nach Turin kam, da der Papst auf Bitten der Savoyer dieses Bistum zu einem Erzbistum erhoben hatte. Der Herr von Seyssel hatte ein Buch über die französische Monarchie geschrieben und sich in demselben für einen Feind der Republiken erklärt. Ihm folgte der Herzog und bat, wie das schon früher geschehen war, nur diesmal mit Zustimmung des Bischofs, der Papst möge ihm die weltliche Gewalt in Genf übertragen. Leo X. ging darauf ein, aber die Kardinäle widerstrebten, und so wurde die Sache in Genf bekannt. Die Bürger baten das Kapitel sie zu schützen, aber vergebens, die Sache kam nicht zur Entscheidung und beide Parteien lebten in Spannung.

Kaum war der Bischof im Jahre 1515 anerkannt, so begann er seine Versuche, das Recht zu beugen. Er liefs Bürger verhaften und verurteilen, wobei es zweifelhaft war, ob ihm das zustand. Dreimal mufste er nachgeben, wodurch das Verhältnis zwischen ihm und der Bürgerschaft immer schlechter wurde. Bei der Verteidigung der Freiheiten von Genf trat Berthelier besonders keck auf. Er hatte vom Bischof die Kastellanei von Piney erhalten und gab sie in diesem Streite bei folgender Gelegenheit auf. Einer derer, die der Bischof so ungerecht verfolgte, liefs durch seinen Sohn Berthelier um Hülfe bitten. Dieser sprach im Rat der Fünfzig gegen den Bischof. Da entspann sich ein Streit, denn der Bischof hatte manche Anhänger durch seine Pensionen gewonnen. Namentlich wies einer der Pensionäre des Bischofs, namens Taccon, darauf hin, dafs die Stadt mancherlei Nachteile erleiden würde, falls sie dem Bischofe widerstrebe. Da rief Berthelier erzürnt: Da zeigen sich die Pensionäre, und der andere antwortete ihm: Du hast mir ja den Weg gewiesen, eine Pension anzunehmen. Ja wohl, sprach Berthelier, und ich will Dir auch zeigen, wie man sie fahren läfst. Sprachs, zog aus dem Busen die Verschreibung des Bischofs und zerrifs sie vor der Versammlung. Die Zwistigkeiten hörten nicht auf. Der Bischof, die savoyischen Herren und der oben genannte Erzbischof von Turin versuchten mit List die Stadt zu bändigen und machten darin Fortschritte. Ihr Hafs wandte sich besonders gegen zwei Bürger, gegen Pecolat und Berthelier, von denen sie den ersteren gefangen nahmen. Der zweite entfloh ihnen nach Freiburg, in welcher Stadt er das Bürgerrecht erworben hatte. Der Bischof gewann einen Teil der Bürger von Genf, welchen ihre Gegner die Mamelucken nannten, da sie die Freiheiten der Stadt verrieten, wie jene Christum aufgegeben hätten um Muhammed anzubeten.

Wie die Herren meist ein tolles und lustiges Leben führten, so auch ein grofser

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Teil namentlich der jüngeren Bürger. Diese wurden leicht gewonnen und so kam es, dafs die Herren einen grofsen Anhang hatten, zumal sie auf den Rat des Messire de Seyssel so vorgingen wie Ludwig XI. von Frankreich. Wenn diesem eine bedeutende Macht mit Forderungen gegenübertrat, so gab er scheinbar nach und verband sich dadurch einen Teil seiner Gegner, um später alles zurückzunehmen, was er verwilligt hatte. So ernannte der Bischof Schiedsrichter, die Bertheliers Angelegenheit beenden sollten. Als diese übrigens sehr ehrenwerten Herren dem Berthelier Verzeihung versprachen, wenn er um Gnade bitten wolle, erklärte dieser: darum sei es ihm nicht zu thun; er wolle Gerechtigkeit und verlange, dafs sein Prozefs ordnungsmäfsig vor dem Syndikat in Genf geführt und ihm dazu sicheres Geleit gewährt werde. Darauf hin zerschlug sich die Verhandlung. Nun war damals der Herzog von Savoyen mit Franz I. von Frankreich, seinem Neffen, in Weiterungen geraten und fürchtete von ihm mit Krieg überzogen zu werden. Wohin sich also um Hülfe wenden? Man wolle sich erinnern, dafs die Eidgenossen eine gewaltige Rolle spielten. Viele Mächte warben um ihre Freundschaft. So kam der Herzog mit dem Bischof zuerst nach Genf und benahm sich gut, um die Stadt für sich zu gewinnen. Dann ging er nach Lausanne. Dort standen sich Bischof und Bürgerschaft feindlich gegenüber und wählten ihn deshalb als Schiedsrichter. Er richtete jedoch nicht als Schiedsrichter, sondern als Souverän, welchen Spruch aber die Parteien nicht anerkannten. Von da zog er nach Bern und Freiburg. Er bewog die Eidgenossen, dafs sie eine Gesandtschaft in seinem Interesse an den französischen König schickten. Dann berief er sich auf einen Vertrag, der im Jahre 1509 zwischen den Eidgenossen und dem Hause Savoyen abgeschlossen sei, wonach jene keine Unterthanen von Savoyen in ihren Verband aufnehmen sollten. Nun sei Genf und Lausanne ihm unterthänig und so möchten sie diese Städte nicht unterstützen. Diese Sache blieb jedoch unentschieden. Als man in Freiburg für Pecolat und Berthelier sprach, meinte er, die Sache ginge nur den Bischof an, nicht ihn; er wolle diesen jedoch bitten, dafs er die Angelegenheit ordnungsmäfsig erledige. Das geschah nun nicht, denn man konnte den beiden juristisch nichts anhaben, und doch konnten weder der Herzog noch der Bischof von ihrem Unternehmen ablassen, wenn sie nicht alles in Frage stellen wollten. So zog sich die Sache hin. In Genf schlossen sich nun die Gegner des Herzogs und Bischofs immer enger zusammen und immer entschiedener trat Bonivard als Führer hervor. Grade wie in Belgien zur Zeit Philipps II. die Opposition Feste und Feierlichkeiten benutzte, um sich zusammenzufinden und politische Dinge zu verhandeln, so auch hier. Es gab da eine Georgs-Brüderschaft in Genf, die fast ganz eingeschlafen war. Sie wurde so erneut, dafs ihre Mitglieder allwöchentlich zu einem fröhlichen Mahle zusammenkamen. Nun nannten sich diese Leute im Gegensatze zu den Mamelucken die Eidgenossen, da sie sich auf Freiburg und Bern stützen wollten. Man mufs nun doch sagen, dafs der Herzog nicht müde wurde seinen Plan zu verfolgen; bald versuchte er es mit Güte, bald mit Strenge, bald mit List und bald mit Unterhandlungen; aber er kam nicht recht vorwärts und verstärkte nur die Opposition. Gern hätte er Bonivard gewonnen; er liefs mit ihm unterhandeln, aber dieser traute dem Herzoge nicht und ganz mit Recht, denn der Herr war durch und durch ein italienischer Fürst jener Zeit des Machiavelli. Da er zwischen mächtigen Staaten eingeklemmt safs, suchte er mit List seine Stellung zu sichern. Im Jahre 1519 zog er mit Truppen gegen Genf, weshalb denn Bonivard aus

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Stadt entfloh. Er vertraute sich zwei Edelleuten an, die ihn nicht allein an den Herzog verrieten, sondern ihn auch zwangen auf sein Priorat zu verzichten. Der Herzog hielt ihn 1 Jahr und 8 Monate gefangen, gab ihn dann aber frei, um nicht zu viel Unwillen zu erregen.

Einige Jahre hindurch hatte der Herzog das Übergewicht in Genf, so dafs er den Berthelier fangen und hinrichten liefs. Als er aber seine Güter einziehen wollte, erhob sich ein solcher Sturm des Unwillens, dafs er sie den Kindern unter der Bedingung liefs, dafs sie fortan Genf meiden möchten. Auch den Berthelier hatte man gern begnadigen wollen, wenn er nur um Verzeihung bäte, aber dessen weigerte sich dieser; er sei unschuldig und wolle lieber sterben, als der Tyrannei dienen. Der Bischof konnte es nun wagen, Syndici, die ihm mifsliebig waren, durch seine Günstlinge zu ersetzen.

Über viele Dinge in dieser Zeit können wir nicht genaue Auskunft geben, da die Register des Genfer Rathauses von 1517—1528 verschwunden sind. Wir wissen deshalb nicht genau, wann der Bischof Johann gestorben ist; wahrscheinlich aber noch vor dem Jahre 1523, und zwar unter grofsen Schmerzen. Zuletzt soll er es doch sehr bereut haben, dafs er der weltlichen Gewalt so viel überlassen habe. Der Herzog habe ihn dringend gebeten, auf sein Bistum zu gunsten eines befreundeten Mannes zu renoncieren, damit der Papst nicht im Falle des Todes einen Nachfolger ernenne, der ihnen unbequem sei. Der Bischof wählte aber nicht einen derer, die ihm vorgeschlagen wurden, sondern seinen Günstling, den Messire Pierre de la Baulme, der schon viele Benefizien besafs. Selbstverständlich ist, dafs die grofsen Weltereignisse, also die Kriege Karls V. mit Frankreich und mit dem Papste, nicht ohne Einflufs auf die Genfer Verhältnisse blieben und dafs der Herzog bald schärfer bald milder gegen die Stadt vorging, je nachdem er bedroht wurde oder freie Hand hatte. Natürlich versuchte er den neuen Bischof dazu zu bewegen, dafs er ihm die weltliche Gerichtsbarkeit abtrete; aber dieser war ein ebenso schlauer Fuchs wie der Herzog. Er vergnügte sich in Genf mit Tanz und andern Festlichkeiten und hatte dabei als Genossen einen Genfer Bürger, namens Robert Wandelli. Dieser machte dem Bischof klar, dafs er mehr von dem Herzog als von den Genfern zu befürchten habe. Das sah der Bischof ein und trat heimlich auf die Seite der Bürger. Diese schlossen damals, im Jahre 1526, mit Bern und Freiburg ein Schutz- und Trutzbündnis ab, denn die Eidgenossen fürchteten den Habsburger Karl V. und suchten Hülfe. Der Herzog aber traute dem Bischof nicht und wollte ihn gefangen nehmen lassen, doch glückte der Anschlag nicht. In Angst versuchte nun der geistliche Herr das Bürgerrecht von Bern und Freiburg zu erwerben. Da ihm das aber nicht gelang, so wurde er wenigstens Bürger von Genf und gab der Stadt mancherlei Vorrechte. Der Aufenthalt aber wurde ihm je länger, je unheimlicher, da die Reibungen und Unruhen nicht aufhörten, und so entfloh er der Stadt und lebte fortan in seinem Vaterlande, in der Bourgogne. Es scheint wirklich, als ob der Vorwurf, den Bonivard ihm macht, er habe am meisten seinen Geldbeutel berücksichtigt, wahr ist. Von irgend welcher geistlichen Thätigkeit keine Spur; er lebt wie ein Fürst und doch nicht einmal wie ein Erbfürst, der meist Sorge trägt, dafs das Land seinen Nachkommen verbleibe. Das Treiben dieses Herrn macht den Eindruck, als habe er gedacht: nach uns die Sintflut! Je mehr hier das Leben verweltlichte, um so stärker wurde später der Rückschlag!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Während all dieser Wirren erstarkte nach und nach, aber sehr allmählich, das Bürgertum in Genf. Es versuchte in Bern und Freiburg nachzuweisen, dafs dem Herzoge nicht gebühre, einen vidomne in Genf zu ernennen. Darauf aber gingen die Eidgenossen nicht ein, und der Herzog konnte wieder seine Beamten in die Stadt schicken. Nun wäre es doch wunderbar gewesen, wenn der umwohnende Adel das Anwachsen der bürgerlichen Macht ruhig mit angesehen hätte. Wie die psittaci in Basel für Habsburg, so traten hier die Edelleute in eine confrairie de la cuillier, eine Löffelgarde, zusammen, und wie die Geusen den Bettelsack als Parteizeichen führten, so sie den Löffel. Überall also Unfriede: in der Stadt und rings um die Stadt. Zu diesem Unfrieden trug die Angelegenheit Bonivards nicht wenig bei. Wir haben oben gesehen, dafs er auf sein Priorat von St. Victor hatte verzichten müssen und dafs der Papst gegen ihn entschieden hatte. Als 1527 Rom erobert wurde, da hiefs es, es sei der Inhaber des Priorats getötet, und nun bewog Bonivard den Genfer Bischof ihm seine alte Besitzung wieder zu verleihen. Aber der Inhaber des Priorats war nicht gestorben, und bald kam ein Brief des Papstes an die Genfer mit der Aufforderung dem verdrängten Inhaber zu seinem Rechte zu verhelfen. Dieser Herr, Lonard de Torrebons, wandte sich an den Herzog von Savoyen und versprach sein Priorat einer Kappelle in Chambéry einzuverleiben. Natürlich trat der Herzog für ihn ein, die Genfer aber für den ihnen so befreundeten Bonivard.

Eine Fehde entspann sich, welche Genf ängstigte und Bonivard nicht weiter brachte, obgleich er, der glänzende Prior, wie ein ritterlicher Abenteurer kämpfte. Der Herzog unterhandelte noch einmal mit ihm und suchte ihn zu gewinnen; aber Bonivard traute ihm nicht und wohl mit Recht. Er scheint doch eine ganz bedeutende Persönlichkeit gewesen zu sein, denn der Herzog liefs ihn wider alles Recht und ohne das freie Geleit zu beachten, was er ihm zugesagt, am 25. Mai 1530 gefangen nehmen und nach Chillon bringen. Dort blieb er sechs Jahre; in den ersten zwei Jahren wohnte er in einem erträglichen Zimmer, aber nach einem Besuche des Herzogs in Chillon brachte man ihn in die Gefängnisse unter dem Seeboden. Da hat er in den vier Jahren durch seine Spaziergänge einen Weg gehöhlt. Nach einer anderen Angabe soll indefs sein Gefängnis noch 8 Fufs über dem höchsten Wasserstande des Sees gelegen haben. Byron soll in seinem prisoner of Chillon an Bonivard gedacht haben, doch alle Einzelheiten der schönen Dichtung sind eben Eigentum des Verfassers.

Bonivard hatte kurz vor seiner Einkerkerung auf sein Priorat zu gunsten Genfs verzichtet, und die Stadt zog den Zehnten ein für das Pesthospital. Da die Gebäude aber die Verteidigung der Stadt verhinderten, so begann man sie zu demolieren. Die Mönche, die so ihren Aufenthaltsort verloren hatten, erhielten Wohnung in den Hospitälern und eine Kappelle für den Gottesdienst. In ihrer Not schrieben sie an Herrn von Torrebons, doch der konnte sie nur mit schönen Worten trösten, aber nichts für sie thun.

Endlich schlug für Bonivard die Stunde der Befreiung. Die Berner hatten 1537 das pays de Vaud erobert, nur Chillon widerstand ihnen noch. Die Genfer hatten den Bernern ihre Flottille zu Hülfe geschickt; dennoch entfloh die Besatzung auf dem savoyischen Schiffe, welches die Genfer zwar verfolgten, aber nicht einholen konnten. Sie fürchteten, dafs die Gefangenen mitgeschleppt worden wären, fanden sie jedoch nach der Einnahme des Schlosses zu ihrer Freude alle vor. Da

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schaute auch Bonivard das Licht des Tages wieder; aber wie verändert fand er die Welt!

Die Reform hatte in Genf Fortschritte gemacht. Man gab ihm in voller Anerkennung seiner Verdienste eine passende Wohnung und gab ihm eine Pension unter der Bedingung, dafs er in Genf leben würde. Der glänzende Kavalier konnte sich nicht sogleich in die einfachen Verhältnisse hineinfinden und nahm noch oft die Milde der Behörden in Anspruch. Bern und Lausanne verwandten sich mehrfach für ihn und erst im Jahre 1542 war alles geordnet. Da beauftragte ihn die Stadt mit der Abfassung der Chroniken und gab ihm auf seine Bitten den Froment zur Unterstützung.

Indem wir das Leben Bonivards nicht weiter hier betrachten, bemerken wir nur, dafs er fest und treu auf seiten der Genfer Reformation stand, in deren Anfängen sein Gefährte Froment eine Rolle gespielt hatte.

Am Anfange der dreifsiger Jahre befanden sich die Protestanten der Schweiz in einer Notlage. Nach dem Siege der Urkantone im Jahre 1531 bei Kappel erhob die katholische Partei überall ihr Haupt. Kaiser Karl V., der König Franz I., der Herzog Karl III. von Savoyen waren mit einander verwandt und stimmten darin überein, dafs sie den Katholizismus begünstigten.

Wenn auch Franz I. kein bigotter Katholik war, wenn er auch die Sorbonne, die Hochwächterin des alten Glaubens, nicht liebte, so verfolgte er doch die Protestanten in seinem Lande aus politischen Rücksichten. Da verliefsen denn viele Schüler des Bischofs von Meaux ihr Vaterland und zogen in die Gegenden der Schweiz, die französische Bevölkerung hatten. Sie predigten im Jura, fanden da aber Gegner im katholisch gebliebenen Freiburg. Die Berner wagten nur schüchtern ihnen Hülfe zu leisten. In Genf schien der Katholizismus siegreich bleiben zu sollen, denn die Partei des Herzogs und Bischofs hatte im Jahre 1532 das Übergewicht. Damals war in Piemont eine Synode der Protestanten abgehalten worden und man hatte beschlossen die französische Bibelübersetzung des Pater Robert, genannt Olivetanus aus Noyon in der Picardie in Neufchatel drucken zu lassen. Auf der Rückreise aus Piemont kamen nun zwei Männer aus der Dauphiné, nämlich Guillaume Farel und Antoine Sonnier, die in Diensten Berns standen, nach Genf und begannen dort zu predigen. Sie fanden wenig Anklang, denn die Leute waren sehr fleischlich gesinnt. Besonders waren die Frauen von den Priestern gewonnen und schienen in ihrer Leichtlebigkeit den Ernst dieser Prediger sehr zu fürchten. Man berief die beiden Prediger vor den Grofsvikar des Bischofs und sie hofften dort disputieren zu können, aber darauf wollten sich die Geistlichen nicht einlassen. Man fuhr den Farel an: was willst du böser Teufel, weshalb willst du das Land verwirren? Dieser aber blieb ihnen die Antwort nicht schuldig und warf ihnen vor, dafs sie die Friedensstörer seien. Da hiefs es denn bald lateinisch, bald savoyisch: sie lästern, sie sind des Todes schuldig, erschlagt sie, fort mit ihnen in die Rhone! Es ist viel besser, dafs dieser böse Lutheraner sterbe, als dafs das Volk verwirrt werde! Aber einige verständige Leute traten dazwischen, retteten die beiden und brachten sie über den See nach Granson. In jener Gegend fanden sie Antoine Froment, der ebenso wie Farel aus der Dauphiné stammte und dort predigte. Sie überredeten ihn, dafs er nach Genf ginge, um ihr Werk fortzusetzen. Er that es und kam im Jahre 1532 dorthin; aber nicht lange blieb er, er mufste bald die Stadt verlassen. Nun traten die beiden Städte, welche bis dahin die Genfer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

unterstützt hatten, nämlich Freiburg und Bern, in einen gewissen Gegensatz. Die katholischen Freiburger nahmen sich der Altgläubigen an und beredeten den Bischof von Genf unter ihrem Schutze in die Stadt zurückzukehren. Er that es, blieb aber nicht lange und konnte nichts ausrichten. Froment zog ein und der Bischof verliefs die Stadt um sie nie wieder zu betreten. Da holte man von der Sorbonne Hülfe; es kam ein Doktor der Theologie aus Paris, namens Furbiti, und predigte gegen Froment. Er beleidigte in einem Sermon die Berner, welche nun für die Protestanten eintraten. Sie sendeten Farel nach Genf und forderten die Bestrafung des Furbiti.

Die Katholiken wagten nicht dem Andringen der Berner zu widerstehen und mufsten zugeben, dafs Furbiti vor Gericht gestellt wurde. Er fürchtete anfangs, man werde ihn töten und erbot sich die Beleidigungen zu widerrufen, die er gegen die Protestanten ausgesprochen hatte. Man nahm das an und brachte ihn auf die Kanzel von St. Peter, von der aus er die Schmähungen herabgedonnert hatte. Wie er aber oben stand, da weigerte er sich zu widerrufen, denn er wufste ganz genau, dafs man ihn würde leben lassen. Das geschah auch und man fütterte ihn zwei Jahre, in denen er sich ganz gut vergnügte. Endlich entliefs man ihn, da man ihn nicht mehr fürchtete. Wenn nun auch durch das Einschreiten der Berner die Reform gesichert war, so fehlte doch viel daran, dafs die Zustände in Genf befriedigende wurden. Auch hier zeigte sich wie stets und überall, dafs das Schaumspritzen der Freiheitsbewegungen eine Masse Schmutz an die Oberfläche brachte. Von allen Seiten kamen entlaufene Mönche, die ihre Klöster bestohlen hatten, und andere Lumpe aller Art, um sich hier zu verheiraten oder ihr unrechtmäfsig erworbenes Gut zu geniefsen. Deshalb mufste ein Gesetz gegeben werden, wonach einer, der in Genf zuzog, dann erst die Erlaubnis zur Heirat bekam, wenn er ein Jahr in der Stadt gelebt hatte. Man hatte also einmal sich vor seinen guten Freunden zu hüten, dann aber selbstverständlich vor den Gegnern, die alles mögliche versuchten, um ihre Partei zum Siege zu führen. Sie veranstalteten eine grofse Prozession, an der eine Menge savoyischer Bauern teilnahmen und hofften mit deren Hülfe die Stadt zu überrumpeln. Der Anschlag wurde jedoch verraten und die Gefahr abgewendet. Dann versuchte man durch Gift den Feinden beizukommen. Mag nun manches von dem, was darüber erzählt wird, auch übertrieben sein, so scheint doch folgendes festzustehen. Farel, Viret und Froment, die drei Hauptprediger der Reformirten, wohnten zusammen. Die Gegner hatten eine Magd gewonnen, die eines Mittags den dreien eine vergiftete Suppe brachte. Ein glücklicher Zufall verhinderte Farel und Froment davon zu geniefsen; Viret aber, der sie gegessen hatte, erlag dem Gifte.

Die Spannung zwischen beiden Parteien wurde so grofs, dafs es endlich zum offenen Kampfe kam.

Der Herzog von Savoyen, von seinen Edelleuten angestachelt, wagte es doch nicht, in seinem Namen den Krieg zu beginnen, denn er fürchtete die protestantischen Kantone. Aber er bewog 1534 den Genfer Bischof, von seinem Gebiete aus die Stadt zu bekriegen. Zwei Jahre lang dauerte die Fehde. Während dieser Zeit war in Genf ein glaubensfreudiges Leben und viele wurden bekehrt.

Im Jahre 1535 luden die Syndici von Genf alle die, welche es wollten, zu einer öffentlichen Disputation ein. Es wurden Tribünen für die obrigkeitlichen Personen errichtet, Protokollführer ernannt und alles aufs beste geordnet. Da trat dann ein Doktor

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Sorbonne auf, namens Pierre Caroly, als der bedeutendste und feinste Gegner der Protestanten; aber er wurde besiegt, nahm eine Frau und eine Predigerstelle in Lausanne an. Er blieb jedoch nicht lange bei der reinen Lehre, verliefs seine Frau und suchte beim Papste Verzeihung nach. Ein anderer Doktor der Sorbonne, mit Namen de Cornibus, hatte sich berühmt, er würde kommen. Da er damals grade in Lyon predigte, lud ihn Farel besonders ein. Trotzdem man sich in Genf sehr auf seine Ankunft freute, zog er es doch vor, wegzubleiben, denn er wufste wohl, dafs bei diesen Disputationen die Altgläubigen überall unterlagen. Wie sonst, so hatten auch hier diese Unterredungen den Erfolg, dafs mehrere Priester übertraten und treue Bekenner des Evangeliums wurden.

Alles dieses regte die Leidenschaften so auf, dafs es nur eines Funkens bedurfte, um die Mine zu entladen. Knaben begannen in der Kirche St. Peter die Priester während des Gottesdienstes zu verhöhnen; ältere Leute mischten sich hinein, und so begann der Skandal, der in eine vollständige Bilderstürmerei ausartete. Man fand dabei in den Kirchen wunderbare Dinge. So war eine hoch verehrte Reliquie in der Peterskirche der Arm des heiligen Antonius. Ein Schwur, der bei ihm in der Kirche gethan wurde, kostete viel Geld, da er mit grofser Feierlichkeit abgenommen zu werden pflegte. Wer da einen falschen Eid leistete, dem sollte dann der Arm vertrocknen. Und was ergab die Untersuchung dieser Reliquie? Der Arm des heiligen Antonius war das Glied eines Hirsches. In der Kirche St. Gervais fand man künstlich angelegte Höhlen, durch welche der Wind streichen und seltsame Töne hervorbringen konnte. Man redete den Gläubigen vor: da lägen Leichname von Heiligen und man höre von Zeit zu Zeit ihre Stimmen. Die Mönche und Priester merkten bald, dafs in Genf für sie nun keine Stätte mehr sei und wanderten aus, liefsen aber in der Stadt ihre Kebsweiber und Kinder. Deren war eine grofse Zahl, denn die Sittenlosigkeit der gut gestellten Geistlichkeit mufs gewaltig gewesen sein. Die Bischöfe gingen mit dem besten Beispiele voran. So auch der Vikar des letzten Bischofs, der Herr von Boumon. Er führte in seinem Hause ein sehr lustiges Leben, da wurde getanzt, gespielt und mit schönen Damen Kurzweil getrieben. Gewöhnlich hatte er in seinem Hause fünf Kebsweiber. Wenn er tafelte, safsen zwei zu seiner Rechten und zwei zu seiner Linken und die fünfte, die älteste, bediente die andern.

Doch genug der Greuel! Es war dort wie in Sodom und Gomorrha und eine Reinigung notwendig.

Diese ging denn auch in ausgiebiger Weise vor sich, denn die Not lehrt beten. Die Genfer benahmen sich gegen die Angehörigen der geflüchteten Katholiken so freundlich, dafs selbst die Feinde ihren Edelmut priesen. Dann stellten sie das unzüchtige Leben ab und führten eine strenge Zucht ein, die freilich, wie der Chronist erzählt, bald wieder etwas gelockert wurde. Dieser Ernst aber befähigte die Genfer mutig gegen die grofse Zahl ihrer Feinde zu streiten. Wahrlich, es war wie ein Wunder, dafs sie diesen Stand halten konnten; man mufs oft dabei an die Zeit der Richter denken, da das jüdische Volk die äufseren Feinde abwehrte, so lange es an den einen Gott glaubte.

Rings um die Stadt Genf aber lagen die Feinde; die Edelleute schnitten die Zufuhr ab und plünderten so viel sie konnten. Natürlich konnten die protestantischen Berner es nicht ruhig mit ansehen, dafs der katholische Herzog Karl von Savoyen noch mächtiger werde und sie so, von den katholischen Urkantons im Rücken bedrängt, auch im Westen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den Feind so nahe hätten. Sie unterhandelten mit ihm, erlangten jedoch nichts. Da in aller Stille rüsteten sie und brachen mit grofser Macht, die Naegeli führte, in das Waadtland ein. Sie drangen bis zur Rhone-Enge vor, eroberten Yverdun und mit Hülfe von Genfer Schiffen auch Chillon. Der Herzog, von Frankreich befehdet, konnte ihnen nicht widerstehen. So wurde Genf 1536 gerettet und frei.

Aber weder Farel noch Froment waren die geeigneten Persönlichkeiten, um hier die evangelische Kirche zu organisieren; sie waren tüchtige Kämpfer, aber nur die Vorkämpfer eines bedeutenderen Mannes. Das erkannte Farel selbst; darum hat er dem Calvin, als dieser das Werk nicht übernehmen wollte, mit dem Fluche Gottes gedroht und ihn so bewogen nach Genf zu ziehen.

Dort hat der gewaltige Mann so gewirkt, dafs sein mächtiges Schaffen noch heute deutlich zu spüren ist.

Druck von W. Pormetter in Berlin.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den Feind so nahe hätt angten jedoch nichts. Da in aller Stille rüsteten sie Naegeli führte, in das Waadtland ein. Sie drangen Yverdun und mit Hülfe von Genfer Schiffen auch Ch befehdet, konnte ihnen nicht widerstehen. So wurde

Aber weder Fa en Persönlichkeiten, um hier die evangelische Kirche Kämpfer, aber nur die Vorkämpfer eines bedeuten selbst; darum hat er dem Calvin, als dieser das dem Fluche Gottes gedroht und ihn so bewogen na

Dort hat der g ächtiges Schaffen noch heute deutlich zu spüren ist.

Grauskala #13 B.I.G.
A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19
C Y M

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf